

Unser Planet.

B l ä t t e r

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

N^o 93.

Montag, den 11. Juni

1838.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t .

Ein Scherz und seine Folgen.

Nach A. Ricard.

Gegen die Mitte des Monats Juli hielt eine schöne, mit reichem Stoffe ausgeschlagene Kalesche in der Vorstadt la Prissonnière vor dem Hause des Herrn Gérard, die schönen Kasse wurden ungeduldig unter der Hand des dicken Kutschers, der, obgleich ohne Livree, auf seinem blauen, mit gelben Worten eingefassten Sitze gar stattlich aussah. Eine junge, mehr anmuthige, als schöne Frau schwang sich in den Hof herab, ohne den Tritt zu berühren, ging an der Thürsteherin vorüber in den ersten Stock und benützte dort eine offene Thüre, um schon nach einem Augenblicke im Salon des Herrn Gérard zu stehen, welcher von dieser unangekündigten Erscheinung etwas betroffen sich erhob und ihr entgegen kam:

„Wie, Frau Gräfin, Sie sind es?“

Nicht ohne sichtbare Zerstreuung bot ihm die Gräfin beide Wangen zum Kuß und suchte während dessen mit umherforschenden Blicken eine Person, wegen welcher sie offenbar gekommen und die sie nun nicht finden konnte.

„Nun! und Ihre Gemahlin, und mein Pächchen Cécille, wo sind sie?“

Gérard klingelte, ein Diener erschien und erhielt den Auftrag, seine Frau von der Ankunft der Frau Gräfin zu unterrichten.

„Sie ahnen wohl nicht, Herr Gérard, was mich hierher geführt?“

„Noch nicht, meine Gnädige.“

„Ich komme, Ihre Frau zu entführen.“

Hier verdüsterte sich sichtbar Herrn Gérard's Gesicht.

„Ei, das ist eine abgemachte Sache, und Sie haben doch nichts dagegen? Ich führe sie auf das Land, Paris ist jetzt ganz unbewohnbar, man findet hier nichts mehr als Staub und eine dicke Hitze, die sich in allen Straßen lagert, in alle Gemäcker eindringt, erschöpft, erstickt. Cécille muß eine

reinere Luft athmen, sie verliert ja alle Farbe und wird täglich magerer, haben Sie das nicht selbst schon bemerkt?“ — Und ohne dem Herrn Gérard auch nur zu einem Wörtchen Zeit zu gönnen, fügte sie hinzu: „Kennen Sie mein Landgut, sind Sie im vergangenen Jahre dahin gekommen? Man athmet dort eine lebendige und frische Luft, man befindet sich dort vortreflich, man trinkt Milch, geht in einem köstlichen Parke unter Wohlgerüche athmenden Alleen spazieren. Auch mein Pächchen müssen Sie mir vierzehn Tage anvertrauen.“

Bei den letzten Worten trat Madame Gérard ein, eine junge Frau von sechzehn Jahren, wohlgebaut, mit aschblonden Haaren und einer glänzend weißen Haut; wie weicher Sammet waren ihre kastanienbraunen sanften Augen; ihr lächelnder Mund, ihre feinen und anmuthigen Züge athmeten frohe Laune und ihre ganze elegante Gestalt bot eine Mischung jener Anmuth, die schöner ist als die Schönheit und ohne die Schönheit geradezu zu seyn, diese keineswegs ausschließt, sondern im Gegentheil wie in einem Traume darstellt.

Beide Frauen lagen sich bald in den Armen.

„Nun, ich führe Dich fort, Du kommst nach Grussès, Dein Mann erlaubt es, er sagte es mir so eben (Herr Gérard hatte den Mund nicht geöffnet). Wie bleich Du wieder bist, mein Gott, bist Du vielleicht krank? Das kommt von dem garstigen Paris — ja! vierzehn Tage sagte ich zuvor, aber Herr Gérard, Sie müssen einen Monat sie bei mir lassen.“

Madame Gérard begriff vollkommen, daß ihr Mann eine solche Abwesenheit keineswegs so leicht zugeben würde, als die Gräfin behauptete, sie wendete daher ihre flehenden Blicke nach dem Gemahl, damit er aus Gefälligkeit zugesteh, was er ohne Zweifel aus Liebe verweigert haben würde.

„Wie, Cécille, sind wir darüber nicht ganz in der Ordnung? Kommst Du nicht gern nach Grussès? Auf, klinge Deiner Kammerfrau, laß ein ganz kleines Päckchen machen,

ein Negligee für das Boudoir, einen Nachtanzug und dann fort."

Herr Gérard fiel ein: „Wie, sogleich in diesem Augenblicke?"

„Natürlich, bedenken Sie, daß wir zwei Stunden brauchen, um nach Crusses zu gelangen, und daß es jetzt schon vier Uhr ist."

Der Eheherr bemerkte noch: „Aber, meine Gnädige, doch nur auf vierzehn Tage."

„Gewiß! gewiß!" antwortete die Frau Gräfin Crusses. Dann trieb sie die Kammerfrau zur Eile an, reichte selbst der Madame Gérard den Hut und ergriff das Schirmchen der jungen Frau. In einem Augenblicke war Alles fertig, Madame Gérard umarmte ihren Gemahl, stieg mit ihrer Pathe in den Wagen und die Kalesche flog in die Vorstadt Poissonnière an den Boulevards hin, gegen das Thor von St. Denys.

Sobald seine Frau fort war, begann Herr Gérard: „Ei, das ist ja allerliebste! Nun muß ich allein zu Tische gehen, den ganzen Abend allein zubringen und auch vierzehn Tage lang allein schlafen, vielleicht gar einen ganzen Monat, wenn es der Frau Gräfin von Crusses in den Kopf kommen sollte. Ich sagte dazu kein Wort, ich konnte ja auch kein Wort dazu sagen, Alles mußte so und nicht anders geschehen, weil es die Frau Gräfin einmal so haben wollte! Der Teufel hole die großen Damen! Warum mußte auch meine Frau eine Gräfin zur Pathin erhalten! Wie schlau wußte sie uns begreiflich zu machen, daß Paris sehr ungesund und meine Frau sehr blaß sey, ich mochte wollen oder nicht, ich mußte einwilligen, denn hätte ich es nicht gethan, so wäre ich ein Eifersüchtiger, ein Tyrann, der Mörder meiner Cécilie gewesen. Man sollte in der That glauben, ich habe mich nicht meinetwegen verheirathet, sondern lediglich, um dem Landgute von Crusses einen Gast zu verschaffen."

Der seinen ehelichen Klagen auf diese Weise freien Lauf lassende und sein Mittagessen sehr schlecht, sein Bett sehr hart, seine Dienerschaft sehr nachlässig findende Herr Gérard war der Sohn eines Pariser Advocaten, welcher sich großen Reichthum erworben, von den Geschäften zurückgezogen, in der Gegend von Amiens lebte, fern von dem Justizpalaste und von dem Getöse aller Processe, welches sonst für das Ohr eines Advocaten die angenehmste Musik ist. Allerlei Unglücksfälle in der Handelswelt, mißverständene oder betrügerliche Abschlüsse, Bankerotte und unaufhörliche Bänkeren der Handelsherren unter sich hatten sein Glück gemacht. Trotz der Vorliebe der Kaufleute, der Chicane fortwährend die Finger zu vergolden und einen Theil ihres Gewinns an Gerichte und Advocaten zu verschleudern, fand er dennoch den Handelsstand so schön und beneidenswerth, daß er seinen Sohn erbedete, diese Laufbahn zu betreten. Nach der Wahl seines Standes ist für einen jungen Mann ohne Zweifel die Wahl einer Frau das Wichtigste, daher beschäftigte sich auch das Vaterherz von Stunde an unablässig mit dem Gedanken, seinen Sohn möglichst vortheilhaft zu verheirathen.

Unter den vielen Klienten des Herrn Gérard hatte sich der Kaufmann Durofel durch Reichthum, Redlichkeit und allgemeine Achtung bei der Welt vortheilhaft ausgezeichnet; nach dessen Tode war Gérard der Verwalter des Vermögens der einzigen Tochter geworden und der Beistand der Mutter geblieben. Dieses Vermögen war sehr bedeutend, völlig liquid und so trefflich geordnet, daß auch der gewandteste und raffinierteste Advocat dabei nicht den geringsten Stoff zu einem Proceß hätte finden können. Nachdem Gérard mit größter Uneigennützigkeit und Klugheit alle Umstände geordnet, zum Vortheil der Witwe und der Waise Alles auf das Vortheilhafteste eingerichtet hatte, glaubte er keinen Augenblick länger zögern zu dürfen, bewarb sich um die Hand der jungen Cécilie für seinen Sohn, sah bald seinen schönsten Wunsch gekrönt, etablierte das junge Paar in der Vorstadt Poissonnière und zog sich mit dem stolzen und tröstlichen Gedanken auf sein Landgut bei Amiens zurück, daß er mehr für seinen Sohn gethan, als einst von seinem Vater empfangen habe.

Diese Ehe gründete sich nicht auf eine Heirath aus Liebe, sondern auf ein Zusammentreffen aus Convenienz. Der junge Gérard hatte eine gute Erziehung genossen und vereinigte mit einem angenehmen Aeußern viel Sanftmuth und Bescheidenheit. Aber Cécilie war mit ihm nicht auf jenem Wege der Dornen und der Blumen gewandelt, nach dem die Herzen aller jungen Mädchen so lästern und neugierig sich sehnen. Cécilie hatte ihren Gérard keinem Andern vorgezogen, hegte bei der Verbindung mit ihm keine Furcht und keine Hoffnung: man hatte ihr den jungen Mann als ihren künftigen Gemahl vorgestellt und sie nahm ihn, um ihrer Mutter und ihrem Vormund zu gehorchen.

Indessen war Herr Gérard so gut und liebte seine Cécilie so sehr, daß auch sie bald ihn lieben mußte. Zwar empfand sie nicht jene in Romanen so oft geschilderte glühende Leidenschaft und wußte nichts von jenem Schwunge und Paradiesestraume des Herzens, welcher sich in den Flitterwochen mancher Ehe verwickelt, allein sie empfand jene lebhafteste Freundschaft, welche in der Regel dauernd ist und eine glückliche Ehe verkündet.

Frühere Geschäftsverbindungen hatten sonst die Familie Durofel zu Herrn und Frau von Hauteroche angezogen und zwischen beiden ein wahres Freundschaftsverhältniß gegründet, als daher Madame Durofel ihrer Niederkunft nahe war, hatte ihr Gemahl die Tochter der Frau von Hauteroche, die junge Cécilie zur Pathin für seinen Sprößling sich erbeten. So wurde das zehnjährige Fräulein von Hauteroche die Pathin seines ebenfalls Cécilie genannten Töchterchens, und dieses heirathete den jungen Gérard, nachdem seine Pathin schon früher mit dem Grafen von Crusses sich vermählt hatte.

Man erlebt es oft, daß die durch Pathenschaft errichtete geistige Verwandtschaft und Befreundung mit der Zeit sich gänzlich verwischt und daß die Wechselfälle des Lebens solche Bande täglich lockerer machen, endlich ganz lösen. Jedoch geschieht es auch zuweilen, daß diese Pathenschaft zu einem engen und höchst wohlthuenenden Herzensbunde für beide Theile

und ein über die Taufe gehobenes Kind aller Freuden, aller Genüsse, aller Hilfe und aller Unterstützung von Seiten seiner Pächten theilhaftig wird, als hätte in ihnen der Himmel ein zweites Elternpaar verliehen. Ungefähr auf ähnliche Weise geschah es bei dieser Pächenschaft, unsere Cécilie wurde die liebste Puppe für Fräulein Hauteroche. Täglich kam diese, um ihr Pächchen in der Wiege zu sehen, schlieferte es ein, zog es an, entkleidete es und spielte mit der Nimm. Später brachte sie der Kleinen Puppen, stückte ihr Häubchen, spielte ihr gegenüber das Mütterchen, äußerte lebhaftes Theilnahme für ihre Erziehung und erklärte sich für ihre treue Freundin auf Lebenszeit. Fräulein Hauteroche verheirathete sich, wurde Gräfin, erschien in der großen Welt, eignete sich von derselben noch mehr Leichtsinne an, als sie von der Natur erhalten hatte, blieb aber nichts desto weniger ihrem Pächchen treu und besuchte die kleine Freundin sehr oft. Sobald von einer Verheirathung ihrer lieben Cécilie die Rede war, bemühte sie sich, den Bräutigam kennen zu lernen, und gewiß wäre aus dieser Verbindung nichts geworden, hätte nicht Herr Gérard das Glück gehabt, ihr zu gefallen. Aber sie billigte die Wahl, weil sie ihn für geeignet hielt, das Glück ihres Lieblings zu machen, sie wohnte der Vermählungsfeier bei und zog mit den jungen Eheleuten unmittelbar nach derselben aus ihr Landgut Crusses hinaus.

Graf Crusses lebte mit seiner Gemahlin auf einem Landgute an der freundlichen und fruchtbaren Dife. Er war ein lebenswürdiger, glatter, weltgeübter Mann, empfing die jungen Eheleute mit großer Freundlichkeit und ließ Herrn Gérard an allen Freuden des Landlebens vollen Antheil nehmen. Er selbst genoss sie so eifrig wie ein Mann, der sich während zwei Drittheilen derselben entäußert, um der höhern Gesellschaft zu genügen und seine Frau in die große Welt einzuführen. Seine lebendige Jagdlust trieb ihn schon vor Tage aus dem Bette, und auch Gérard mußte sich zu dieser Gewohnheit bequemen, mit ihm in Wald und Flur hinauszu-eilen, während die Damen im Schlosse zurückblieben. Dieß behagte dem jungen Ehemanne nicht sehr, er wäre gern viel später aufgestanden und den Tag über häufiger bei seiner Frau geblieben.

Uebrigens war ihm die Gesellschaft der Gräfin Crusses nicht unangenehm, nur ein einziger Punct erregte ihm zuweilen einige Bedenklichkeit. Oft sprach er zu sich selbst: Der Graf und die Gräfin sind allerliebste brave Leute, nicht ultraaristokratisch, uns gegenüber auf keine Weise herb und adelsstolz, allein sie sind zu reich, haben hunderttausend, vielleicht zweihunderttausend Franken Einkünfte, Alles um sie her athmet Luxus und Ueberfluß, man zählt und berechnet nicht in diesem Hause, sie haben ja Alles: Reichthum, Stand, Rang, Vergnügungen ohne Sorge, Mühe und Arbeit, mit einem Worte: sie gehören zu der Classe der Consumenten, welche nicht produciren. Bei mir, das heißt bei uns ist dagegen ein ganz anderer Fall: Arbeit ist die einzige Quelle unseres Wohlstandes, wir müssen zählen und berechnen, wir haben zwar nicht allen Luxus, aber jede unnöthige Ausgabe zu vermeiden und sorgfältig darauf zu achten, daß wir immer

und überall etwas gewinnen. Kommt nun Cécilie wieder aus diesem reichen Schlosse, so wird unsere eigne Wohnung ihr sehr ärmlich, unsere Ausgaben sehr klein und jede häusliche Arbeit ermüdend, vielleicht gar unanständig erscheinen.

Diese nicht unvernünftigen Betrachtungen machten ihm eine Verlängerung des Aufenthaltes im Schlosse Crusses sehr unangenehm, fast peinlich. Aber auf diesem gräflichen Landgute lauerte noch eine andere Gefahr, woran der gute Mann gar nicht dachte.

Gehen wir jetzt wieder zu unseren dahin fahrenden Damen. Die Equipage rollte über die Ebene von St. Denis und die beiden jungen heitern Weibchen unterhielten sich lachend und scherzend über alle nahen Freuden des Landlebens.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

In einer norddeutschen Stadt hielt ein Prediger in der Kirche eine Dankfagung für ein neugeborenes Mädchen und fügte am Schlusse derselben hinzu: Gott möge sie zu einer wackern Streiterin (für den christlichen Glauben) heranwachsen lassen! Ein alter Hagestolz bemerkte: „Gott, bewahre mich auch aus diesem Kirchspengel eine Frau zu nehmen, in den andern Kirchspengeln fand ich sie alle so widerstreitend, daß ich es nicht wagte, mich mit einer zu verbinden, und hier wird nun gar noch vom Altare gesagt, sie streitsüchtig zu machen.“

Eine Dame, welche in wenigen Tagen Hochzeit hatte, sagte zu einer andern: „Aber Louise, wie schlecht sitzt Dein Nest (Gebilde von Flechten auf dem Kopfe), siehe einmal das meinige, wie rund, glatt und nett es ist. Diese, überhaupt naiv, scharfsinnig und witzig, erwiderte mit Liebenswürdigkeit: „Du mußt Dein Nest auch schon fertig haben, ich habe aber Zeit, es noch zu bauen!“

Literarisches Museum.

Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Saint-Vallier (den Arm erhebend)

Fluch Euch Weiden!

(zum Könige) Sire, das ist schlecht, auf den gefallnen Löwen Den sterbenden, noch Ihren Hund zu heßen.

(zu Trib.) Wer du auch seyst, Knecht mit der Ratterzunge, Der eines Vaters Schmerzen du verhöhnst, Versucht seyst du!

(zum Könige) Wie eine Majestät

Die andre Majestät behandelt, so mußt ich

Von Ihnen, Sire, behandelt werden; Sie
Sind König, ich bin Vater, und das Alter
Wiegt alle Throne auf; wir tragen Beide
Auf unserm Haupte eine Krone; Niemand
Darf sie mit unverschämtem Blick betrachten.

Von goldnen Lilien ist die Ihrige,
Von weiß'rem Haar die meine; wenn die Ihre
Ein Uebermüth'ger zu beschimpfen wagt,

So rächen Sie sie selbst, — Gott rächt die Andre!

Dies der Schluß der Exposition, die in den letzten Worten etwas zu verheissen scheint, von dem — beinahe das Gegentheil sich ergibt. Uebrigens stellt sich uns hier ein lebendiges Bild der höflichen Sittenlosigkeit und Verworfenheit dar in der grellsten Manier; wir lernen das Terrain kennen und die Menschen, die vor uns handeln sollen, und, zwar scheinbar flüchtig, aber doch bedeutend und fest ist der Faden gleich im ersten Auftreten angeknüpft und die Hauptpersonen treten vor uns in wahrhaft schauerhafter Ironie: der lieberliche König, der sich amüsiert, und sein Hofnarr, der sich gleichfalls auf seine Art amüsiert und seinen Herrn dazu als Werkzeug gebraucht, wie dieser ihn. — Der Liebeshandel mit der Frau von Cossé und die Erscheinung des Herrn von Saint-Ballier sind bloße Episoden, die der Dichter fallen läßt; doch ist die letztere nicht ganz ohne tragischen Einfluß, wenn auch nicht auf den Gang des Drama, so doch auf die Stimmung des Hofnarren. Diesen hat der Fluch des greisen Vaters ergriffen, und wir finden ihn in der ersten Scene der zweiten Handlung, die den Titel Saltabail führt, im cul de Sac Boissy an der Thür in der Mauer, welche das kleine Häuschen der Schönen aus der Kirche umschließt, in einen Mantel gehüllt, träumerisch vor sich hin sagen und dann öfter wiederholen: „Der Greis hat mich verflucht!“ — Dieser Greis aber ist ein von ihm verhöhneter Vater! — Da tritt ein Mann zu ihm in einem Mantel und bietet ihm seine Dienste an, wenn er etwa irgend Jemanden aus der Welt wegwünschte, und macht ihn mit allen Praktiken seines Gewerbes bekannt. Es ist der Zigeuner und Burgunder Saltabail, der dieser Handlung den Namen gibt. Für jetzt weist ihn Triboulet ab und geht durch die Thür in der Mauer, die er behutsam öffnet und von Innen wieder verschließt. Hier übersfällt ihn die Qual der Ungestaltetheit seines Körpers und die Schmach seines Standes. Er ermannt sich mit den Worten:

Doch, was quält's mich hier?

Bin ich nicht ein andrer Mensch, sobald!

Ich diese Schwelle überschritten habe?

Hier laß mich diese Welt, aus der ich komme,
Vergessen, hierher nichts von draussen bringen.

(In das vorige Sinnen fallend):

Der Greis hat mich verflucht! — O warum kehrt

Stets der Gedanke wieder, den ich scheuche? —

Wenn mir nur nichts geschieht!

(Die Achseln zuckend) Bin ich ein Thor?

Er klopft, und es tritt ein junges weißgekleidetes Mädchen heraus, das sich freudig in seine Arme wirft. Es ist seine Tochter, die er hier vor der Verführung der Welt unter der Aufsicht einer Dienerin verborgen hält. Er ließ sie früher namenlos in Chinon erziehen, doch konnte sein Herz sie länger nicht entbehren. Sie ist das einzige Angebenken einer heimlichen Liebe, die ihn mit dem einzigen Weibe verbunden hatte, dessen Herz durch das Mitleiden mit seinem Elende, seiner Mißthatung, seiner Verabschönerung, in der er stand, gegen ihn erweicht wurde. — Er liebt sie mit der ganzen Leidenschaft, mit welcher er die Andern haßt.

(Sie heftig an sein Herz drückend)

Gib's anderswo ein Herz, das mich versteht?

Ich liebe Dich für Alles, was ich haße. —

Seh' dich zu mir. Komm, laß uns davon reden.

Sag', liebst du deinen Vater? Da wir jetzt

So traulich bei einander, meine Tochter,

Da deine Hand in meinen Händen ruht,

Was zwingt uns denn, von Anderem zu sprechen?

Du einziges Glück, das mir der Himmel gönnte!

Die Andern haben Eltern, Brüder, Freunde,

Das Weib, den Mann, Vasallen, ein Gefolge,

Ahnen, Verbündete, Kinder, was weiß ich? —

Ich habe dich nur ganz allein auf Erden.

Reich ist ein Andrer, — du allein, du bist

Mein Schatz; du ganz allein bist meine Habe.

Ein Dritter glaubt an Gott. — Ich glaube nur

An deine Seele. Wieder Andre haben

Die Jugend und der Frauen Gunst, den Stolz,

Die Pracht, die Grazie, die Gesundheit, Alles,

Und sind sehr schön. — Nur deine Schönheit hab' ich

Geliebtes Kind! — Du bist mein Vaterland,

Bist meine Vaterstadt, meine Familie,

Mein Glück, mein Reichthum und mein Gottesdienst,

Bist meine Welt, du, immer, ganz allein!

Auf allen andern Seiten leid' ich nur. —

O wenn ich dich verlöre! — Den Gedanken

Nicht einen Augenblick könnt' ich ihn tragen.

O lächle doch! — Dein Lächeln ist so lieblich;

Ganz deiner Mutter Ebenbild bist du,

Sie war auch schön. Du streichst dir mit der Hand

Auch oft die Stirn', wie sie es pflegt' zu thun,

Als reinigtest du sie; dem reinen Herzen

Gebührt die reine Stirne, die ganz Anschlag,

Der reine Himmel, der ganz Azur ist.

Du strahlst für mich mit einer Engelsflamme,

In deinem Körper schauet meine Seele

Die deinige, selbst mit geschlossnen Augen.

Das Licht kommt mir von dir. — Mitunter wollt' ich,

Ich wäre blind, der Blick gehüllt in Dunkel,

Damit du meine einz'ge Sonne nur.

(Fortsetzung folgt.)